



Redacteur: Dr. H. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste, Von dem Guten das Beste.

Verlag der Dittl'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlfische 6 Thlr.
mit Stahlfischen 8 Thlr.

Zwei Stiefkinder.

Novelle

von

Ernst Freiherrn von Sibra.

(Fortsetzung.)

„Fürchtest Du Dich denn nicht,“ sagte ich zu Else, „wenn Du da so allein, und gar des Nachts, mitten unter den garstigen Gräbern sitzt?“

„Was soll ich denn fürchten?“ versetzte sie altflug. „Die Todten da unten schlafen ruhig bis zum jüngsten Tage, und kämen sie auch herauf, was sollten sie mir armen Kinde zu leide thun?“

„Aber,“ sagte ich, „ich habe doch sagen hören, daß bistweilen, wenn der Mond auf die Gräber scheint, weiße Gestalten über denselben schweben, oder zwischen den Leichensteinen hindurch huschen und sich zu verfolgen scheinen.“

„Um, dergleichen sagte meine selige Mutter auch,“ erwiderte Else. „Wir kamen erst auf den Kirchhof, als ich schon fünf Jahre alt war, denn da heirathete sie meinen Stiefvater, und es war ihr, wie ich glaube, hier außen nie recht geheuer. Der Mond wäre die Sonne der Todten, sagte sie, da kämen sie herauf und wärmten sich und bleichten ihre Knochen im Mondscheine, weil die drunten im Grabe ganz modrig und unscheinbar

würden. Sie ließ mich auch manchmal, wenn der Mond schien, durch die runden alten Scheiben unseres Häuschens hinaus auf die Gräber blicken, und da sah es wol aus, als wenn allerlei weiße Gestalten draußen über den Friedhof flögen und bald groß, bald wieder klein würden. Wenn aber der Vater dergleichen hörte, ward er sehr zornig und schalt arg. Es käme von den schiefen und blinden alten Scheiben, sagte er, die veränderten das Mondlicht, und wenn er dann das Fenster aufmachte, war in der That auch Alles verschwunden, und jetzt sehe ich wol, daß er Recht hatte.“

„So habt Ihr also nie einen wirklichen Spuk gesehen?“ fragte ich.

„Einmal glaubten wir's wol,“ sagte Else, „es war aber damals keine ordentliche Mondnacht, sondern der Mond stand im letzten Viertel, und das Licht, das draußen über den Gräbern lag, war häßlich und fast grau-gelb. Dazu flogen einzelne Wolken über die Mondichel, so daß es manchmal ganz finster wurde, und der Wind strich scharf und kalt über den Friedhof und ließ die Ziegel auf dem Dache der Todtenkapelle klappern. Am Morgen hatte der Vater einen gerichteten Missethäter begraben, ohne Sang und Klang und mit wenig Umständen, wie das so gebräuchlich, und da, keine sechs Schritte von uns, ist sein Grab. Als wir aber so des Abends in unserem Häuschen saßen, hielt plötzlich der Vater die Hand an's Ohr und lauschte. Er gab sich aber bald wieder zufrieden und Niemand von uns fragte, weshalb er gehorcht hatte. Plötzlich aber fuhr

er auf und rief: Halt! Da ist Etwas nicht in der Ordnung draußen.

„Unwillkürlich sahen wir anderen Drei — denn der Vater hielt damals noch einen Knecht — nach dem Fenster, und da blickte ein abscheuliches Gesicht durch die Scheiben in unsere Stube, beleuchtet von dem Scheine unseres Lichtes und wol noch gräßlicher und entsetzlicher durch die kleinen Scheiben.

„Die Mutter schrie zitternd auf, der Vater aber sprang zur Thüre und hinaus, gefolgt von dem Knechte, und auch ich lief ihnen nach, ich weiß selbst nicht warum. Da sah ich, keine fünfzehn Schritte von mir, eine weiße Gestalt mit sonderbaren Sätzen über die Leichensteine springen, und gleichzeitig hörte ich deutlich Ketten rasseln. Da war's nun freilich klar, daß das der am Morgen begrabene Verbrecher war, den vielleicht verdrossen, daß man ihn so ohne allen Singfang begraben hatte, oder der aus anderen Gründen keine Ruhe da unten finden konnte. Ich habe mich jenes Mal entsetzlich gefürchtet, und lief gleich wieder in die Stube zurück, woselbst meine Mutter auf den Knien lag und mit gerungenen Händen wehklagte und jammerte. Jetzt blieb eine kurze Zeit hindurch Alles still, plötzlich aber hörten wir ein gräßliches Geschrei oder eigentlich ein Brüllen, was so schauerhaft klang, daß meine Mutter ohnmächtig wurde, ich selbst aber vor Angst und Schrecken beinahe gestorben wäre. Bald darauf brachten mein Vater und der Knecht das Gespenst, welches sie eingefangen und mit den Stricken gebunden hatten, mit welchen man die Särge in die Gräber hinabläßt. Es war aber nicht der gerichtete Verbrecher, sondern ein Wahnsinniger, welcher aus dem Irrenhause entsprungen war.

„Aber dennoch gab es in jener Nacht wenig Ruhe mehr in unserem Todtengräberhäuschen, denn erst nach mehren Stunden kam der nach dem Irrenhause geschickte Knecht mit den Wärtern zurück, und während dieser Zeit geberdete sich der gefesselte Wahnsinnige furchterregend genug. Meine Mutter wurde krank und starb nicht lange hierauf, wol in Folge des ausgestandenen Schreckens; ich selbst aber verlor von jener Zeit an ziemlich schnell die Furcht vor den Todten, vielleicht weil ich mich jenes Mal umsonst gefürchtet hatte.“

Die Försterin lachte und sagte: „Da läßt mich mein guter Mann sprechen wie ein erwachsenes, verständiges Mädchen, während ich doch jenes Mal noch ein pures Kind war!“

Der Förster aber fuhr fort: Der Sinn war es deshalb doch genau von dem, was Du sagtest, und ich kann mich noch deutlich erinnern, wie mir bei Deiner Erzählung die Haare zu Berge standen. Aber so vernünftig trieben wir's nicht immer und verführten wol auch aller-

lei kindische Spiele, welche freilich immer ein wenig leichenhaft oder todtengräberisch waren.

So hatten wir uns auf jenem verrufenen Friedhofswinkel einen kleinen Privat-Leichenacker eingerichtet und begruben dort allerlei todtes Gethier, dessen wir habhaft wurden: Raupen und Käfer, Vögel und Mäuse, und selbst ein Paar Katzen fanden dort ihre Ruhestätte, was freilich nicht recht und schicklich war, von uns aber in aller Unschuld ausgeführt und wol auch nicht bemerkt oder uns wenigstens untersagt wurde.

Was meine häuslichen Verhältnisse betrifft, so blieben sich dieselben ziemlich gleich. Mein Stiefvater mißhandelte mich in der Schule, ließ mich aber außerhalb derselben meine Wege gehen, und meine Stiefmutter, die brave Frau, hielt mir die Stange, wo sie nur immer konnte.

Natürlich wußte sie auch um meine Gänge nach dem Kirchhofe und war ganz einverstanden mit denselben.

„Spiele Du nur mit der kleinen schwarzen Else da draußen,“ sagte sie, „Ihr seid beide ein Paar arme Stiefkinderchen und paßt für einander.“

Die Mutter der Else hatte sie genau gekannt und sagte von ihr, daß sie eine wackere Frau gewesen sei, die aber freilich den dümmsten Streich in ihrem Leben gemacht habe, als sie den alten mürrischen Todtengräber geheirathet hätte. Als sie mir aber einmal sagte, daß ich die kleine Else auch einmal mit mir nach Hause bringen sollte, war das freilich etwas, das mich äußerst glücklich machte, zugleich aber auch die freundlichen und wohlmeinenden Gesinnungen der betreffenden Stiefväter hinreichend documentirte.

Beide mußten natürlich hiervon in Kenntniß gesetzt werden, und als ich den meinigen fragte, ob ich auf den Kirchhof gehen und die kleine Else einmal mit nach Hause bringen dürfe, erwiderte er mir:

„Gehe hinaus und ich wollte, Du wärst für immer draußen!“

Der Todtengräber aber, den die Else um Erlaubniß bat, mich zu besuchen, und die Kirche und den Thurm sehen zu dürfen, sagte:

„Steige hinauf, falle herunter und brich den Hals!“

Da wir aber dergleichen Süßigkeiten längst gewohnt waren, berührte uns das wenig, und schon am nächsten Tage führte ich die Else überglücklich in das Schulhaus, die Kirche und auf den Thurm.

Da zeigte sich aber etwas ganz Sonderbares, was mir nicht im Traume eingefallen wäre. Die kleine Else, die draußen auf dem Kirchhofe sich ganz ungenirt unter Todten und Gräbern umhertrieb, fürchtete sich in meinem Gebiete ganz außerordentlich. Scheu und mißtrauisch schlich sie an meiner Seite durch die hohen Räume der

halb verwüsteten Kirche, in den dunklen Gewölben schmiegte sie sich ängstlich an mich an, und ich mußte meine ganze Beredsamkeit aufwenden, um sie zu bewegen, den Thurm zu besteigen.

„Aber vor was fürchtest Du Dich denn?“ fragte ich sie. „Du sagst ja selbst, daß die Todten schlafen und gar nicht aus ihren Gräbern wollen, wenn sie auch könnten.“

„O, die Todten, die da hinter ihren Grabsteinen liegen, fürchte ich nicht,“ versetzte sie, „aber etwas Anderes macht mir Furcht. Das, was da aus den dunkeln Ecken kommen kann, was hinter uns drein schleichen wird, wenn wir durch die Kirche gehen, und was, wenn des Nachts der Mond durch die Fenster herein scheint, im Mondscheine hocht oder an den garstigen finsternen Mauern herumhuscht.“

Das gute Kind hatte also blos Courage unter Gottes freiem Himmel und bei ihren alten guten todten Freunden; freilich habe ich später im Leben gefunden, daß es anderen Leuten auch so geht und daß es gar vielerlei Sorten von Courage giebt. Der Eine hat Courage mit dem Degen und der Pistole in der Hand, dieser mit dem Säbel. Andere geniren sich vor diesen schneidigen Dingen wegen Grundsätzen und aus Gesundheitsrückichten, und bedienen sich bei vorkommenden Ehrensachen, je nach Stand und Bildung, der christlichen Demuth, des Ehrabschneidens oder, nach Umständen, eines Knüppels. Wieder bei Anderen sitzt die Courage im Tintenfaße, bei sehr Vielen aber im Maule. Nun, der liebe Gott hat eben vielerlei Kostgänger und es wird schon so am Besten eingerichtet sein.

So wie ich aber mein Unbehagen auf dem Friedhofe bald verloren hatte, verschwand auch das meiner kleinen Elfe auf meinem Gebiete, und was den Thurm betraf, so erfüllte sie die Wünsche ihres Herrn Stiefvaters nur zur Hälfte, indem sie zwar hinauf stieg, aber keineswegs herunterfiel, sondern im Gegentheile bald so wacker klettern lernte, wie ich, ohne Bedenken die wagehalsigsten Dinge ausführte und ebenso in kurzer Zeit mit der Thurmvogelschaft auf dem besten Fuße stand.

Also verfloß unsere Kinderzeit unter Leichen und Gräbern, oder auf schmalem Balkenwerke in schwindelnder Höhe, und eben als diese Kinderzeit bald zu Ende ging, das will bedeuten, als ich sechszehn und sie vierzehn Jahre alt geworden, griff plötzlich das Schicksal, wie man zu sagen pflegt, mit eherner Rechte in unser kindliches Treiben und warf uns, mich wenigstens, hinaus in's Leben.

Natürlich war schon häufig die Rede davon gewesen, für welches Geschäft ich bestimmt werden sollte, und mein Stiefvater wollte mich durchaus zu einem Schneider

in die Lehre thun. Meine Stiefmutter aber setzte ihren Kopf auf, sie that es bisweilen, und gab's nicht zu.

„Ich leid's nicht,“ sagte sie, „der arme Kerl hat Niemanden, als mich, und ich bin das seiner Mutter schuldig, obgleich ich sie nicht gekannt habe. Allen Respect vor der Schneiderei, die Schneider sind lauter brave Leute, der lange Fritz da soll aber deshalb doch keiner werden und nicht zur Nadel und auf das Bügelseisen schwören. Du sollst ihn nicht umsonst sechs Jahre lang zum Schulmuster geprügelt und bei den Ohren gezogen haben. Jetzt will ich sorgen, daß das, was Du in ihn hineingeschlagen hast, auch zu seinen Gunsten verwerthet wird, und ich weiß schon, was mit ihm anfangen.“

Ein Zufall, oder besser ein Ereigniß, kam den Plänen der guten Frau zu Hilfe, und das zwar auf folgende Weise:

Im Lande Frankreich krächte der rothe Hahn zum ersten Male und seine Kinder kamen über den Rhein gezogen, um das Licht der Freiheit in Deutschland leuchten zu lassen, wacker zu speisen und mit sich zu nehmen, was transportabel.

Sie hausten schlimm, die jenesmaligen, sogenannten ersten Herren Franzosen im deutschen Lande und Mancher, der im Stillen den neuen Lehren von drüben gehuldigt hatte, wünschte sie jetzt abermals im Stillen zu allen Teufeln. Nun, auch unsere Stadt war heimgesucht von ihnen und nicht selten hatten auch wir im Schulhause solche ungebetene Gäste. Freilich waren bisweilen auch halbwegs anständige Leute unter ihnen; eines Tages aber waren als Einquartierung drei solcher Gefellen bei uns eingetroffen, die das Unterste zu oberst lehrten und uns schlimm mißspielten.

Sie waren des Abends nach Hause gekommen und nachdem sie fluchend und scheltend das ihnen vorgefetzte Essen verzehrt, warfen sie Schüssel und Teller durch's Fenster, zerbrachen den Spiegel in unserer Wohnstube und endlich verlangten sie unter argen Drohungen von meinem Stiefvater Geld.

Dieser entschuldigte sich — wie ich glaube, der Wahrheit gemäß — daß er keinen Pfennig habe, und als er, um das zu beweisen, ein Schränkchen öffnete und ihnen eine leere Holzschachtel zeigte, in welcher er sein Geld aufzubewahren pflegte, gerieth der ärgste unserer Peiniger in maßlose Wuth, zog den Säbel und führte einen Hieb nach dem Kopfe meines Stiefvaters, der diesen ohne Zweifel arg verletzt haben würde, hätte er ihn nicht instinctartig mit dem Arme aufgefangen. Aber von diesem triefte jetzt das Blut auf die Erde, und der Franzose sprang zurück und holte zu einem zweiten Streiche aus.

In mir hatte es schon lange gekocht und jetzt schritt ich plötzlich energisch ein.

In einer Ecke unserer Stube stand, so lange ich denken konnte, eine Art Speer oder Spieß, wahrscheinlich der Schaft einer bei Processionen gebräuchlichen Kirchenfahne und ein Ueberbleibsel aus der früheren katholischen Zeit. Diesen ergriff ich jetzt rasch, sprang vor meinen blutenden und wehrlosen Stiefvater und führte einen kräftigen Stoß nach dem Franzosen, welcher, obgleich ihm mein Angriff zuverlässig sehr unerwartet kam, dennoch rasch den nach seiner Brust geführten Stoß mit seinem Säbel zu pariren suchte. Das aber gelang ihm nur theilweise und die vergoldete und breite Spitze meines Fahnenstanges drang tief in seinen Oberarm, so daß augenblicklich ein Strom von Blut hervorschoss.

Der Bursche taumelte zurück und ich wandte mich jetzt gegen den zweiten unserer Feinde, zu einem zweiten wüthenden Stöße ausholend und mit dem festen Willen, meinen Gegner an die Wand zu spießen, denn hat man dergleichen Geschäfte einmal begonnen, so wird man meist außerordentlich passionirt auf dieselben.

Meine Franzosen aber schienen diese meine Leidenschaft nicht zu theilen. Wie schon erwähnt, war ich für mein Alter groß und stark, und so hielten sie mich wol für älter als ich war; das aus der Wunde strömende Blut und die Raserei, in welche ich plötzlich gerathen war, mochte ihnen ebenfalls wenig behagen. Kurz, der, nach welchem ich den zweiten Stoß geführt und der seinen Säbel schon zur Hälfte gezogen hatte, stieß ihn in die Scheide zurück und parirte, wie die Studenten zu sagen pflegen, mit der Mensur, das heißt, er sprang auf die Seite und zur Thüre hinaus, und der Verwundete und der dritte Franzose folgten ihm mit solcher Behendigkeit, daß ich, obgleich ich sie verfolgte, doch nur noch das Gepolter der Fliehenden auf der Stiege hören konnte.

Ich sage Gepolter, denn ihr Fluchen und Safermentiren war verstummt und das zwar vom ersten Augenblicke meines Angriffes an. Jetzt hörte ich sie die Hausthüre zuschlagen und nun stand ich mit glühendem, hochgerötheten Antlitze meinem Stiefvater gegenüber, dem ich offenbar entweder das Leben erhalten, oder ihn wenigstens vor schwerer Verletzung geschützt hatte.

Er war todtenbleich, denn der verschiedenartige Wechsel der Gesichtsfarbe bei heftigen Gemüthsbewegungen ist offenbar Temperamentssache und die Art des Dankes ist wol ebenfalls Temperamentssache, denn mein Stiefvater hielt mir jetzt seinen verwundeten Arm entgegen und sagte:

„Da sieh' an, böser, ungerathener Junge, was Du angestellt hast!“

Jetzt aber stürzte meine Stiefmutter auf mich zu.

Sie hatte während des kurzen und blutigen Kampfes begreiflicherweise laut aufgeschrien und meine beiden kleinen Stiefgeschwister hatten sich weinend unter das Bett versteckt; nun aber kriegte mich die rechtschaffene Frau beim Kopfe und bedeckte mich, heftig schluchzend, mit Küssen.

„Du bist ein braver Kerl, Fritz,“ rief sie, „ein braver, wackerer Kerl und ich will Dir das nie vergessen. Jetzt aber mache Staub aus! Sie kommen bald wieder und haben es dann allein auf Dich abgesehen. Reiß' aus, denn wollen sie auch über uns, so kannst Du uns doch nicht helfen, ein ganzes Regiment zwingst Du nicht!“

Allerdings leuchtete mir das auch ein und sie sagte jetzt flüsternd zu mir:

„Laufe hinaus, es ist dort am Besten und sobald es sein kann, sehe ich nach Dir.“

Laufe hinaus! Ich wußte schon wo hinaus und schickte mich auch sogleich an, zu gehen, vorher aber wendete ich mich nach meinem Stiefvater:

„Adieu, Vater!“

Er hielt mir wieder seinen Arm entgegen und sagte wie vorhin:

„Da sieh', böser Bube, da sieh'!“

Ich habe ihm das nicht besonders verübelt. Er war eben einmal gewohnt, mir alles Schlimme in die Schuhe zu schieben, und bei dem Schrecken und der Angst, in welchen ihn die jüngsten Vorgänge versetzt hatten, war es ihm nicht wohl zuzumuthen, diese seine alte Gewohnheit jetzt plötzlich aufzugeben.

Ich reichte meiner Stiefmutter die Hand und sprang die Treppe hinab, auf der Straße aber ging ich langsam und sah mich, indem ich beide Hände in die Taschen meiner Beinkleider steckte, so unbefangen wie möglich um.

Es dunkelte bereits und ich schöpfte Muth; auch waren noch keine Franzosen um die Wege, nur einige neugierige Nachbarn steckten die Köpfe aus ihren Fenstern, da sie ohne Zweifel den früheren Lärm in unserem Hause gehört und das Davonlaufen der französischen Einquartierung bemerkt hatten. Als ich an das von den Franzosen besetzte Thor kam, pochte freilich mein Herz mächtig, aber Niemand hielt mich auf und nachdem ich von der Wache nicht mehr gesehen werden konnte, lief ich, so rasch ich konnte, nach dem Kirchhose.

Daß das Thor desselben bereits verschlossen war, wußte ich, da ich aber wie eine Katze kletterte, so war ich blitzgeschwinde über die Mauer und sah zu meiner unaussprechlichen Freude und zu meinem Glücke keine zwanzig Schritte vor mir das weiße Kleidchen der Elfe schimmern, welche eben im Begriffe war, nach Hause, das heißt in das auf dem Kirchhose stehende Todtengräberhäuschen zu gehen. Sie hatte mich rasch bemerkt

und war ebenso schnell bei mir und, nachdem ich ihr mitgetheilt, was vorgefallen, nicht minder schnell entschlossen.

Nicht weit von der Wohnung des Todtengräbers stand eine uralte Todtencapelle, zu dieser führte sie mich und ließ mich in die Fliedersträucher kriechen, welche die altersgrauen Mauern von allen Seiten umgaben.

„Warte da,“ sagte sie, „ich komme wieder!“

Sie war auch nach einigen Augenblicken wieder da und schloß mit dem mitgebrachten Schlüssel eine kleine eiserne Thüre auf.

„Schlüpfe hinein,“ sagte sie leise, „der Vater sitzt drinnen in der Stube; er hat nicht bemerkt, daß ich den Schlüssel nahm und ich hänge ihn ebenso wieder hin. Sei ruhig und rühre Dich nicht!“

Dann verschloß sie die Thüre, ich hörte, wie sie das Gesträuche leise wieder in Ordnung brachte und dann war Alles stille.

Bald wußte ich übrigens, wo ich mich befand. Es war eine, einem alten adeligen Geschlechte der Stadt zugehörige Gruft, unterhalb der Capelle, und obgleich ich früher nie dieselbe betreten hatte, konnte ich jetzt doch die zum Theil aus Metall gefertigten Särge erkennen und ebenso einige sogenannte Todtenschilder, welche man, wahrscheinlich aus Mangel an Raum in der Capelle, dort verwahrt hatte. Nachdem sich also mein Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatte, wand ich mich vorsichtig zwischen den Särgen hindurch und kauerte mich hinter einem derselben auf die Erde nieder. Es graute mir kaum. Ich war ja durch Else gut bekannt geworden mit denen, die draußen unter der Erde schlummerten und so zweifelte ich auch nicht, mit diesen, die hier in ihren Särgen der Ruhe pflegten, gute Freundschaft zu halten. Aber nach den Lebenden lauschte ich bange, obgleich ich Hoffnung hegte, daß Niemand den Weg bemerkt haben würde, den ich eingeschlagen hatte. Was für die Folge, ja schon in der nächsten Zeit aus mir werden sollte, begann ich jetzt auch zu überlegen, denn natürlicherweise war an ein Zurückkehren nach der Stadt nicht zu denken.

Ich hatte aber nicht lange Zeit, solchen Gedanken Raum zu geben, denn plötzlich hörte ich in der Ferne verworrenes Geräusch und vernahm bald zu meinem großen Schrecken, daß dasselbe näher kam.

Einige Minuten später knarrte der Schlüssel in der Thüre meines Schlufwinkels und ich hörte die Stimme des alten Todtengräbers, welcher sagte:

„Wenn Gott mein brünstiges Gebet erhört, so fangen die Franzosen den langen, dummen Jungen und murksen ihn ab. Das wäre mir ein Labsal in meinen alten Tagen!“

Dann öffnete sich die Thüre und ich konnte in der

schwachen Helle, welche von draußen hereinsiel, von meinem Verstecke hinter dem Sarge aus die Gestalt des Alten deutlich erkennen, der jetzt fortfuhr:

„Jetzt marsch, da hinein, rühre und rege Dich nicht, und wenn ich Dich noch einmal ein Wort mit dem Hunde, dem Schulfriß, sprechen höre, so schlage ich Dir alle Knochen im Leibe entzwei!“

Mit diesen Worten stieß er Else in die Gruft, welche er wieder verschloß und sich entfernte. Unbedingt hatte er den zweckmäßigsten Weg eingeschlagen, uns zu trennen, denn einige Secunden später kauerte Else neben mir und sagte flüsternd:

„Stille! Sie werden gleich da sein!“

Es stand in der That auch nicht lange an, bis wir deutlich die Schritte einer größeren Anzahl von Menschen vernahmen; gleich darauf donnerten mächtige Schläge gegen das Thor des Friedhofes, und nachdem Elsens Vater geöffnet hatte, begann eine regelmäßige und von einem Officiere geleitete Durchsuchung des Friedhofs. Der Officier, welcher ziemlich gut deutsch sprach, erklärte dem Todtengräber, und das zwar keine zehn Schritte von unserem Verstecke, daß man bestimmt wisse, wie der gesuchte Verbrecher, der einen französischen Soldaten schwer verwundet, sich nach dem Friedhofe geflüchtet habe, und forderte ihn bei seinem Leben auf, mich sogleich auszuliefern, worauf der Alte mürrisch zur Antwort gab, daß ihm Nichts lieber sei, als wenn sie mich erwischten, daß ich indessen nicht bei ihm versteckt sei.

Er mußte indessen mit seiner Laterne vorangehen und sein Häuschen öffnen; nachdem man dort alle Winkel durchsucht und das Unterste zu oberst gekehrt hatte, verfuhr man auf gleiche Weise mit der Todtencapelle. Wir hörten sie da über unsern Köpfen mit wenig Ehrerbietung gegen den heiligen Ort fluchen und rumoren, und konnten an Streiflichtern, welche durch ein kleines rundes Fenster in der Gruft bisweilen an deren Deckgewölbe fielen, erkennen, daß Andere den Kirchhof selbst, ebenfalls mit Laternen, durchsuchten und kaum einen Winkel undurchspäht ließen.

Zu unserem Glück begnügten sie sich, die Fliedersträucher, welche die Mauer der Capelle umgaben und die Thüre der Gruft verbargen, nur mit ihren Säbeln zu untersuchen; endlich, nachdem wir wol drei Viertel Stunden lang ängstlich ihrem Thun gelauscht hatten, zogen sie fluchend und scheltend ab, und wir hörten, wie Elsens Vater das Thor hinter ihnen schloß. Er ging hierauf an die Thüre der Gruft, öffnete aber nicht, sondern sagte mit gedämpfter Stimme:

„Bleibe nur für heute Nacht da drinnen stecken. Der Teufel kann sie wol noch einmal herausführen.“

Jetzt erst und nachdem wir ihn in sein Häuschen

gehen und dessen Thüre schließen hörten, begannen wir leise flüsternd zu sprechen und ich erfuhr nun, wie Alles gekommen.

Wahrscheinlich, und wir erfuhren später, daß es sich wirklich so verhielt, hatte ein böswilliger Nachbar mich den Weg zum Kirchhofe einschlagen sehen, oder wenigstens diese Vermuthung gegen die Franzosen ausgesprochen, ein von der Stadt kommender Bauer aber, ein Bekannter des Todtengräbers, der sie nach dem Kirchhofe ziehen sah, war auf die Mauer geklettert und hatte Elsens Vater ihre Ankunft gemeldet.

Die Franzmänner aber, stets artig gegen das weibliche Geschlecht, dehten nach deutschen Begriffen diese Artigkeit allzuweit aus und das zwar namentlich in jener Zeit bis zu solchem Grade, daß nach Einbruch der Dunkelheit sich kein weibliches Wesen, welches nicht entweder sehr stark oder sehr schwach war, sich mehr auf der Straße sehen ließ und selbst zwölfjährige Mädchen von ihnen verfolgt wurden.

Aus diesem Grunde verbarg der Todtengräber seine Tochter in dem Verstecke, welchen er mit Recht für den sichersten hielt, freilich ohne zu wissen, daß diese mich ebenfalls schon dort geborgen hatte.

Mit uns Beiden aber schien eine merkwürdige Veränderung vorgegangen zu sein, oder besser, sie war wirklich eingetreten.

Ich war in wenigen Stunden durch den ausgefochtenen Kampf vom Knaben zum Jünglinge gereift und eine Menge neuer Ideen drängten sich, wenn gleich unklar und verworren, durch mein Gehirn. Aehnliches schien bei der Else anzugehen, denn während sie mir das, was ich vorhin erwähnte, mittheilte, schmiegte sie sich nicht, wie früher, an meine Seite, sondern blieb in einiger Entfernung von mir sitzen, und als sie ihren Bericht beendet hatte, sprach sie nicht weiter und auch ich blieb stumm.

Es war nicht die Furcht vor den Franzosen, welche uns also schweigsam werden ließ, denn ich gedachte dieser nur, um dankbaren Gedanken an Else Raum zu geben, welche mich vor ihrer Rache bewahrt hatte. Ich will aber sagen, was es war. Es war eine stumme Liebeserklärung, welche wir uns machten, eine Liebeserklärung, welche in dieser Art häufiger vorkommt, als man vielleicht denken mag, die aber ohne Zweifel besser ist, als eine in den zierlichsten Worten und in den ausgesuchtesten Redensarten; und daß wir uns also schweigend wirklich unsere Liebe erklärten, erhellt aus dem Umstande, daß wir nach einiger Zeit uns ewige Treue schwuren und das heiligste Versprechen gaben, niemals von einander lassen zu wollen.

Man kann auch sagen, daß wir Beide uns während

jenes Stillschweigens klar machten, daß wir keine Kinder mehr, daß das Schicksal uns in kürzester Zeit trennen würde, und da wir längst wußten, daß wir uns gut waren, einfach das Bedürfniß fühlten, uns zu sagen, daß wir auch in der Folge getreu zusammen halten wollten.

Mit welchen Worten wir das thaten, ist mir vollkommen unerinnerlich, ebenso unvergesslich aber, daß wir uns küßten, und das war zum ersten Male, wol weil wir früher daran gar nicht gedacht, auf der andern Seite aber jetzt nicht ganz ohne das Bewußtsein, daß wir keine Kinder mehr, denn Else wand sich bald aus meinem Arme, wie es unter Umständen ein erwachsenes Mädchen gethan würde, und dann begnügten wir uns damit, uns die Hände zu reichen und uns hundert Mal zu wiederholen, daß wir nie und nimmermehr von einander lassen wollten.

Der Mond aber, der treue und fast unvermeidliche Freund aller Liebenden, verfehlte nicht, auch uns seinen Besuch abzustatten und seine Freude auszudrücken über den neuen Zuwachs seiner Vasallenschaft. Denn durch dasselbe kleine Fenster, durch welches vorhin die Laternen meiner Verfolger ihren röthlichen Lichtschimmer auf die gewölbte Decke geworfen hatten, blickte jetzt sein neugieriges und freundliches Antlitz in die Gruft und seine bläulichen Strahlen goßen ein mildes und ruhiges Licht über die Särge der Alten, die dort schliefen.

Ob aber die, wie es Elsens Mutter wissen wollte, hervor kommen, um sich im Mondscheine zu wärmen, erfuhren wir nicht, denn wir lehnten uns an eben diese Särge und schliefen endlich friedlich ein, trotz Liebe und Treue und trotz der schlimmen Stiefväter und der Franzosen.

Was mich betrifft, so erwachte ich dadurch, daß mich Else zupfte und gleichzeitig ihren Finger auf den Mund legte, und jetzt hörte ich außen die Stimme meiner Stiefmutter und die des Todtengräbers, welcher Letztere sagte:

„Daß er nicht hier steckt, weiß ich zuverlässig, denn die Franzosen haben jeden Winkel durchstöbert.“

„Aber um Gottes willen,“ rief meine Stiefmutter, „wo ist er hingekommen? Daß ihn die Franzosen bis jetzt wenigstens noch nicht haben, weiß ich gewiß.“

„Von mir aus,“ sagte der Todtengräber, „dürfen sie ihn fangen, je eher, je lieber.“

Meine Stiefmutter gab hierauf keine Antwort, sondern sagte:

„Wo aber steckt die Else?“

„Ah,“ versetzte der Vater der Genannten, „die ist prächtig aufgehoben. Ich habe sie den Spitzbuben, den Franzosen, aus den Zähnen gerissen und hab's ihr zu-

gleich versalzen, Euren langen Zungen zu verstecken, im Falle er vielleicht noch in der Nacht gekommen wäre.“

Er zog bei diesen Worten den Schlüssel zur Gruft aus der Tasche und öffnete, während ich mich langsam hinter meinem Sarge erhob und ihm entgegen trat.

Unzweifelhaft war er mehr erschrocken, als wenn ihm die Geister all' seiner Begrabenen urplötzlich erschienen wären, denn er verfärbte sich, ließ den Unterkiefer hängen und stierte mich mit weitaufgerissenen Augen einige Secunden an. Dann sagte er mit tonloser Stimme:

„Wo ist die Else, das ungerathene Kind?“

„Da bin ich,“ erwiderte diese entschlossen und fast trotzig, indem sie ebenfalls hervorkam, „und wenn Ihr mich schlagt, so laufe ich fort und suche einen Dienst. Als Kindermädchen kann mich jetzt schon Jedermann brauchen!“

(Schluß folgt.)

Veilchen und Rose.

An dem glanzvollen Hofe der Bourbonen gebot Jahrhunderte lang lauteste Freude und in betäubenden Festen tollte man aus einer Woche in die andere. Aber den blühenden Rosen fehlte nicht der verwundende Dorn, jene lustigen Zeiten der allerchristlichsten Könige sind auch überreich an bitteren Thränen. Wie viele solcher Thränen mag das schöne Auge der La Vallière geweint haben, als sie die Liebe ihres Königs verloren! Jenen Tagen, wo die königliche Gunst sie nur noch wie ein scheidendes Abendroth umfloss, ist die folgende Skizze, welche eine Episode in George Hilt's höchst interessantem historischen Romane aus der Zeit Ludwig's XIV.: „Gefahrvolle Wege“ bildet, entnommen.

Zwei schöne Damen waren in dem reizend geschmückten Salon des Hôtel Biron mit sehr verschiedenen Dingen beschäftigt. Die Eine tändelte nachlässig mit einer kleinen Meerlaze, während die Andere einen Tisch servirte.

Die beiden Damen, welche sich so verschiedenartig beschäftigten, waren Françoise Luise von La Vallière und Athénais von Montespan. Die Geliebte des Königs fühlte inmitten des geräuschvollen Hoflebens dennoch eine große Leere. Luise liebte den Monarchen allein, und fern von dem Wunsche nach Auszeichnung oder Erhöhung hatte sie es stets veräußt, sich Freunde zu verschaffen. Athénais von Montespan hatte aber durch die Gewandtheit ihres Geistes, durch die Liebenswürdigkeit ihres Wesens alle Parteien für sich gewonnen. Sie war ebenso gern bei der Königin, bei Madame und der Prinzessin von Montpensier gesehen, als bei der La Vallière.

„Der König ist sonst sehr pünktlich,“ sagte die La Vallière; „ich weiß, daß er mit dem Schläge zwei Uhr an der Terrasse vorfährt. Es muß heute eine besondere Veranlassung ihn zurückhalten.“

„Meine Theure, Sie erlauben, daß ich mich verabschiede,“ sagte Frau von Montespan.

In diesem Augenblicke ließ sich das Rasseln eines Wagens vernehmen. Luise von La Vallière eilte zum Fenster. —

„O — es ist mein Herr, mein lieber Sire,“ rief sie, freudig in die Hände klatschend. „Er kommt; nun, Athénais, bleiben Sie, ich bin Ihnen böse, wenn Sie gehen.“

Fühlte die La Vallière, daß sie selbst zu einfach sei, um den König angenehm zu zerstreuen zu können? Hatte sie bereits bemerkt, daß Ludwig sich in ihrer Gesellschaft hin und wieder ein wenig langweilte? — Es lagen in ihrem Tone zugleich die Bitte und eine gewisse Angstlichkeit. Athénais blieb. Sie stellte sich dicht neben den großen, mit Marmor bekleideten Kamin, so daß der König bei seinem Eintritte sie nicht gleich erblicken konnte.

Die Thüren öffneten sich und ein in kornblauen, mit Pelz verbrämten Sammetrock gekleideter Läufer trat mit tiefer Verehrung näher.

„Seine Majestät wünschen einzutreten,“ rief der Diener. Die La Vallière neigte sich. Daß der König seinen Wunsch selbst für einen Befehl ansah, ging einfach aus der Schnelligkeit hervor, mit welcher er unmittelbar nach der Meldung auf der Schwelle des Gemaches erschien.

„Meine theure Luise — ich grüße Sie,“ sagte der Monarch.

Luise von La Vallière ging dem Herrscher entgegen, der so gleich ihre Hand ergriff und sie küßte.

„Ah — da steht ja eine herrliche Collation,“ sagte er freundlich lächelnd, indem er auf das mit Früchten und Leckereien bedeckte Tischchen zeigte.

Als der König die kleine Tafel besichtigte, welche in der Nähe des Kamins stand, fiel sein Blick auf die Marquise von Montespan, die sich fast in die Ecke, zwischen Wand und Marmorbekleidung gedrückt hatte.

„Sieh, sieh, läßt sich die Schönheit endlich einmal herab zu diesem Irdischen?“ sagte der König galant. „Man sieht Frau von Montespan nur im Prunk, von den Herzen meiner Hoffeste bestrahlt; ich danke Ihnen, Luise, daß Sie mir heute dieses Idol unserer jungen und alten Welt so in der Häuslichkeit, so einfach geschmückt zeigen. Sie sind hier, wie im Louvre, gleich anziehend, Madame.“

„Sire, ich bin hoch erfreut, ich bin beglückt durch die gnädigen Worte aus Euer Majestät Munde. Weshalb soll ich es läugnen? Noch nie hatte ich die Ehre, die Freude, meinem Könige so gegenüber zu stehen, wie heute. Ich betrachtete bis zu diesem Augenblicke mein ganzes Thun, mein Auftreten in jenen glänzenden Kreisen als eine Prüfungszeit. Durch Euer Majestät Beifallsworte ist diese Zeit beendet, von heute an bin ich mündig gesprochen worden, ich habe einen Ritterschlag empfangen und darf mein Haupt höher tragen.“

„Sie haben unsere Marquise stolz gemacht, Sire,“ scherzte die La Vallière. „Sie wird uns Alle nicht mehr durch ihre Scherze erfreuen, denn das Lob des Herrschers ist — —“

Der König lächelte sehr freundlich und geschmeichelt. Athénais hatte während ihrer Rede kein Auge von dem Monarchen gewendet, obwol sie das Haupt demüthig gebeugt hielt. Hin und wieder erhob sie den Blick, und ihre wunderschönen Augen,

deren Glanz fast bezaubernd war, richteten sich schnell auf den König, der diesem Zauber nicht zu trotzen vermochte.

„Genug nun von all' Diesem,“ sagte der König. „Wir wollen unsere liebenswürdige Wirthin nicht länger warten lassen.“ Er reichte der La Vallière den Arm, führte sie an den Tisch und schob mit seiner königlichen Hand einen Sessel für die Montespan heran. Dann gab er einen Wink, Platz zu nehmen. Er schenkte sehr grazios drei Gläser voll, hielt eines derselben in die Höhe und sagte: „Den schönen Insassen des Hôtels Viron.“ Die Damen erhoben sich Beide und nippten von dem in ihren Gläsern funkelnden Weine.

Athénais beschloß zu glänzen in der Entfaltung ihrer Geistesgaben; aber damit dieser Glanz desto strahlender sei, nahm sie sich vor: kein Wort mehr zu sprechen, ehe der König oder Luise de La Vallière sie dazu auffordern würden. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß Ludwig bald eine etwas pikante Unterhaltung wünschen werde; dann wollte sie ihre geistige Ueberlegenheit zeigen, weil ihre körperlichen Reize den Sieg ohnehin leicht davonzutragen mußten, wenn Athénais und die La Vallière neben einander standen. Luise, ein bescheidenes, stillblühendes Veilchen, dessen Blätter schon hie und da welke Ränder zeigten; Athénais, eine Rose, die sich in aller Pracht, von den Strahlen einer glühenden Sonne beschienen, entfaltet hatte, deren Schönheit und Fülle jene Gluth nicht zu versengen vermochte, sondern ihnen vielmehr einen höhern Glanz verlieh. Athénais wollte ihr Spiel beginnen.

Der König bemühte sich, verschiedene Male ein neues Thema anzuschlagen. Athénais blieb stumm, sie lächelte bescheiden und neigte sich. Luise von La Vallière sah ängstlich auf die Pendule, deren Zeiger unbarmherzig vorrückten. Der König stand plötzlich mit einer freundlichen, aber kurzen Begrüßung auf, sprach einige Worte, die wie Dank oder Anerkennung klangen, und trat an das Fenster.

Athénais sah scharf hin, und als der König seine Hand zurückzog, bemerkte die junge Marquise einen Flecken an dem Glase des Fensters; dieser Flecken war dem Munde des Königs gegenüber, es war ein Hauch. Der König hatte gegähnt — gegähnt in Fräulein von La Vallière's Gesellschaft. Der König langweilte sich bei seiner Geliebten. — —

„Der Schnee beginnt zu treiben,“ sagte Ludwig, ohne sich umzuwenden. „Ha! ha! dort unten kommt ein Wagen. Sieh' da — die Käufer auf den Schlägen tragen das Wappen der Familie Monaco. Richtig, es ist die Fürstin. Jetzt hält der Wagen am Luxembourg. Sie steigt aus, die gute Dame, — jetzt gewahrt sie meine Equipage — Ah — sie staunt — ha! ha! komisch — sehen Sie nur, wie der Wind die neugierige Fürstin in das Portal treibt. Sie wird wol einen Besuch machen.“

Die La Vallière rief, glücklich, eine Zerstreuung für den König gefunden zu haben, die ihn noch eine Zeitlang an den Palaß Viron fesseln konnte, plötzlich: „Ah — die Monaco. O! Sire, wenn Sie etwas Lustiges sehen und hören wollen, dann bitten Sie mit mir im Vereine unsere kleine Marquise um eine Gefälligkeit. Sie können nämlich nichts Lustigeres

und zugleich Täuschenderes, nichts Vollenderes mit einem Worte sehen, als die Copie der Fürstin Monaco durch Athénais.“

Ludwig bat, ihm die Copie nicht vorzuenthalten. Mit einer Geberde, welche zu sagen schien: Dem Willen des Königs muß man gehorchen, schickte sich die Montespan an, die Komödie zu spielen.

Der König war ganz in Vergnügen und Anschauung versunken, er flüsterte mehrmals vor sich hin: „Reizend! reizend! unübertrefflich!“ Und als Athénais ihre Vorstellung mit einem der Monaco in den Mund gelegten Scherz beschloß, da konnte sich der Monarch nicht länger zurückhalten, er sprang, seine Würde ganz vergessend, von dem Sessel empor, klatschte in die Hände und rief laut lachend: „Köstlich — köstlich, das muß ich Molière erzählen.“

Ein leises Pochen an die Thüre des Zimmers ward überhört. Das Pochen wurde stärker, endlich so stark, daß es die Stimmen und das Gelächter übertönte.

Die La Vallière eilte zur Thüre, denn es mußte etwas Außerordentliches sein, um dessentwillen man wagte, den König und seine Geliebte zu stören.

„Was giebt es?“ fragte Ludwig, ohne sich von dem Sessel zu erheben. „Ist es wichtig? denn sonst wunderte mich die Unterbrechung.“

„Sire, es scheint fast so,“ entgegnete die La Vallière, „denn der Störer unserer Heiterkeit ist der Staatssecretair Herr von Brienne, der Ew. Majestät zu sprechen wünscht.“

Der König erhob sich schnell und ging ohne ein Wort zu sagen aus dem Zimmer. Es wahrte nicht lange, so kam er zurück. Sein Gesicht war in ernste Falten gelegt, er blickte auf die Pendule und sagte: „Gerade vor einer halben Stunde, als wir mitten im Lachen und in der Fröhlichkeit waren, hat meine Mutter, Ihre Majestät die Königin Witwe, das Val de Grâce in ihrer Sänfte verlassen, um sich in den Louvre zu begeben. Die hohe Frau soll schrecklich leiden. Da sehen Sie, wie das wechselt. Unser Lachen ist durch eine ernste Nachricht unterbrochen worden. Ich muß Sie verlassen, Luise, die Königin Witwe wird schon in der Nähe des Louvre sein, und ich bin Willens, die Sterbende dort zu empfangen.“

Er küßte der La Vallière die Hand und gab der Montespan einen Wink, näher zu treten. „Wenn wir heitere Stunden vor uns haben, dann sehe ich Ihrer reizenden Unterhaltung auf's Neue entgegen.“ Er trat schnell zu einer Vase, in welcher künstliche, aus Steinen und Perlmutter gebildete Blumen sich befanden und zog eine derselben hervor.

„Ich kann Ihnen augenblicklich kein kostbares Andenken geben. Nehmen Sie diese Blume zum Andenken unserer ersten, näheren Bekanntschaft, der frohen Minuten, die Sie mir bereitet.“

„Sire, diese Gnade erdrückt mich,“ sagte die Montespan sich tief verneigend. „Die Blume ist mir ein köstliches Kleinod, ein Mal als Erinnerung an Ew. Majestät, dann als ein Stück aus dem Gemache meiner theuren Luise, der ich den heutigen Triumph verdanke.“

Der König grüßte noch ein Mal sehr freundlich und verließ das Zimmer. Wenige Minuten später rollte sein Wagen

em
s.“
Mit
igē
die

er-
nd!
em
nte
ine
die
ich

ort.
nen

er-
nd

ffel
die

enn
won

zu
er
auf
als
eine
rāce
ben.
das
chen
wird
die

pan
vor
auf's
inst-
nden

ben.
eren

sich
ein
aus
mph

rließ
agen



Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. A. Wipac Leipzig

Wilhelm von Tegetthoff
K. K. Ost. Vice-Admiral

Verlag der Dürschchen Buchh.

mit ihm davon, dem Louvre zu. Die La Vallière stand am Fenster.

„Ich habe heute den Weg beschritten, auf dem ich zum Ziele gelangen muß; der König ist zu liebreizend, die Macht kann wol einst in meine Hand gelegt werden,“ sagte die Montespan zu sich selber, indem sie die Blume betrachtete.

„Siehst Du, mein Kind, auf welchen gefährlichen Wegen Diejenigen wandeln, welche sich von der Liebe zum Könige hinreißen lassen? Wo ist diese Monaco? Er lacht über sie. Wo ist die Mancini? Vergessen. Sie wollten Alle hoch — hoch hinaus, das verträgt Ludwig nicht. Ich will nur seine Liebe, deshalb — ich bin fest davon überzeugt — wird mir sein Herz verbleiben. Keine Krone, keine Macht, nur den glücklichen, den liebenden Ludwig in meinen Armen, an meinem Herzen,“ sagte die La Vallière mit dem Ausdruck innigster Zärtlichkeit.

„Ohne Macht zu besitzen, erhält man sich schwer die Liebe eines Königs. Jene Macht zu erringen ist schwierig, vielleicht gefährlich, aber wer sie besitzt, steht sicher auf der Höhe,“ erwiderte ruhig die Montespan.

Und sie hatte Recht, denn bald war das bescheidene Weibchen über die stolze Kose vergessen.

Wilhelm Freiherr von Tegetthoff,

I. k. österreichischer Viceadmiral.

(Mit Stahlstich.)

Zu den Eigenthümlichkeiten des so eben beendeten Doppelkrieges Oesterreichs gegen Preußen und Italien zählt auch die, daß er wunderbar rasch Männer, die früher nur im engern Kreise ihres Wirkens geschätzt und anerkannt waren, mit dem unverwelklichen Siegeslorbeer umkränzt und ihre Namen zu weltgeschichtlichen gewandelt hat. Der Tag bei Lissa hat dies mit Wilhelm von Tegetthoff gethan.

Die nächsten Verwandten unseres Helden gehörten und gehören sämmtlich der österreichischen Armee an. Er ist der Sohn des vor sieben Jahren in Graz gestorbenen Obersten von Tegetthoff, einer seiner Brüder ist Oberst der Infanterie, ein jüngerer höherer Verwaltungsbeamter in der k. k. Marine. Einundzwanzig Jahre alt, trat Wilhelm von Tegetthoff im Jahre 1848 in die österreichische Kriegsmarine ein; der Chef derselben, der geistvolle Erzherzog Maximilian, der jetzige Kaiser von Mexiko, erkannte schnell die Talente, Verlässlichkeit und Charakterfestigkeit des jungen Seemannes, so daß er ihm mehrfach die gefährlichsten Aufträge zuertheilte. So befohl er ihm auch im April 1857, an der africanischen Küste des rothen Meeres durch Babel Mandeb zu reisen und im arabischen Meere, östlich von dem africanischen Cap Guardafui im 12. Grad nördlicher Breite und im 55. östlicher Länge Solotru zu erreichen und die Küsten dieser Insel aufzunehmen. Diese Mission war deshalb eine so überaus schwierige, weil sie dem in Aden wachsamem und mißtrauischen Auge Englands sowol, als auch dem Argwohn der Landesautoritäten verborgen bleiben mußte. Der junge thatendurstige Linien-Schiffleutnant ergriff diesen Befehl mit Freude und führte ihn

bewundernswerth durch. Er begab sich nach Aegypten, fuhr von Suez aus in einem selbst gemietheten offenen arabischen Segelboot entlang des Golfes von Suez über Kossair nach Sanakin, von da nach Massara, besuchte sodann die naheliegende Koralleninsel Dhaluk und verfolgte seine Fahrt durch Babel Mandeb (Thranenthor) nach Aden. Von Aden aus fuhr der unerschrockene Tegetthoff trotz Unwetter und vorgerückter Jahreszeit wiederum auf offenem arabischen Segelboot nach Solotru, eine Fahrt von 4—500 Seemeilen. Dort untersuchte er die Ankerplätze und erforschte die Verbindungen mit dem Innern der Insel. Dies gethan, fuhr er, das Cap Guardafui berührend, durch den Golf von Aden, den wichtigsten Stationsplatz der ostindischen Ueberlanddampfer, mit einem ostindischen Dampfer nach Suez und dann über Alexandrien, seine Odyssee endend, nach Triest zurück. Nicht minder ehrenvoll waren die ihm später ertheilten Aufträge, die Küsten des mittelländischen Meeres und Brasilien zu bereisen.

Mit der seemannischen Bravour Tegetthoffs gehen seine reiche wissenschaftliche Fachbildung und sein Feldherrngenie Hand in Hand, die er, zum Contre-Admiral emporgestiegen, im Jahre 1864 in dem Seetreffen bei Helgoland gegen die Dänen zwar schon glänzend bewährte, aber die er doch erst am 20. Juli dieses Jahres in der Schlacht bei Lissa gegen die Italiener in ihrem vollen Umfange entfalten konnte. 25 österreichische Fahrzeuge standen 32 italienischen gegenüber, 7 Panzerschiffe gegen 14. Etwa um 10 Uhr früh lichtete die Sonne die Nebel und ließ die italienische Flotte sehen, und schon Nachmittags 2 Uhr war dieselbe gezwungen, den Rückzug anzutreten. Dieser ruhmreiche Sieg erhob Wilhelm von Tegetthoff zum Vice-Admiral. —

Wie nun der Genius der Geschichte stets auch dem strengen Ernst der That poetischen Stoff beifügt, so sollte auch den Stunden von Lissa seine melancholisch-dichterische Weihe nicht fehlen. Als Tegetthoff nämlich in der Akademie zu Venedig studirte, hatte er in einem Jahrgange nur einen einzigen Mitschüler, den Dalmatiner Mondini, mit dem er bald das innigste Freundschaftsbündniß schloß. In der Schlacht bei Lissa blieb Mondini als Commandant des „Ad v'Italia“ zurück, nachdem Persano das Schiff verlassen hatte, um den „Assondatore“ zu besteigen. Der Ad v'Italia wurde bekanntlich in den Grund gebohrt und Mondini ging mit ihm unter, und dieses Grab hatte ihm sein Freund Tegetthoff bereiten müssen!

Schließlich sei uns noch gestattet, die Stärke der österreichischen Flotte aufzuführen. Dieselbe zählt 832 Kanonen, 10,937 Matrosen und 5051 Marinesoldaten mit 67 Offizieren. Es ist sicher anzunehmen, daß der Erfolg von Lissa die Veranlassung geben wird, ihre Stärke noch bedeutend zu erhöhen.

Blicke in die Runde.

Literatur. Der Landprediger von Wakefield von Oliver Goldsmith. Uebersetzt von Ernst Eufemihl. Illustriert von Ludwig Richter. Mit Portrait des Verfassers. Sacular-Pracht-Ausgabe. Mit einer biographisch-kritischen

und literarhistorischen Einleitung von Dr. Otto Roquette. Berlin 1866, Fr. Kortkamp. Wenige Erscheinungen der schönwissenschaftlichen englischen Literatur dürften in dem Maße eine Säcularfeier verdienen, als der Roman Oliver Goldsmith's „Der Landprediger von Wakefield“, der in fast alle lebende Sprachen übersetzt, so veredelnden Einfluß auf Millionen von Menschen ausgeübt und seinen Platz in der Weltliteratur gefunden hat. Es war daher auch für die deutsche Literatur und den deutschen Buchhandel Ehrenschrift, in diesem Jahre eine Säcular-Pracht-Ausgabe dieses Werkes von Goldsmith zu veranstalten. Die hier in Rede stehende hat ihre Aufgabe vollständig und würdig gelöst; sie gewinnt dadurch doppelt an Werth, daß sie, die Seiten halbirend, Urtext und Uebersetzung übereinander gestellt hat. Die Einleitung von Roquette ist, wie es sich von ihm auch nicht anders erwarten läßt, ganz trefflich, sie giebt nicht allein ein sprechendes Bild von dem Dichter, sondern auch von der Periode des englischen Romans, die mit Swift beginnt und mit Goldsmith endet. Besonders fesselnd und interessant ist die Stelle, wo Roquette von dem „Landprediger“ zu sprechen beginnt. Die Wirthin hatte Goldsmith, weil er ihr die Miethe nicht zahlen konnte, Stubenarrest auferlegt; Goldsmith wandte sich an seinen einflußreichen Freund Samuel Johnson, dem er erzählt, daß er eine Novelle fertig habe und sie ihm vorlegte. Johnson blätterte darin, faßte Vertrauen dazu, sagte der Wirthin, er werde bald zurückkehren, ging zu einem Buchhändler und verkaufte die Handschrift für sechszig Pfund. Er kam zurück und brachte Goldsmith das Geld, und die Miethe wurde bezahlt. Diese Novelle war der Landprediger von Wakefield. Der Buchhändler hatte sich nur auf Johnson's Autorität hin entschlossen, das Manuscript anzunehmen, sein Vertrauen zu dem Werke aber war so gering, daß er das Manuscript zwei Jahre lang (bis 1766) liegen ließ, ehe er es eröffnete! — Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, unsere Leser auf diese neue Ausgabe des berühmten Goldsmith'schen Werkes ganz besonders aufmerksam zu machen.

Der Historiker Heinrich von Treitschle hat gleichzeitig sehr ehrenvolle Rufe an die Universitäten Heidelberg, Kiel und Königsberg erhalten. Wie man hört, soll er den nach Kiel angenommen haben.

Thüringen hat durch den Tod des Gymnasialprofessors Dr. August Henneberger (geb. 1821) eine bedeutende wissenschaftliche Kraft verloren. Er war seit Ludwig Beckstein's Tode die Seele des geistigen Lebens von Meiningen. In den weitesten Kreisen sind seine literargeschichtlichen Schriften bekannt; seine letzte Schrift ist die Sammlung von Briefen Joh. Peter Uz' an einen Freund.

Vom Dichter des „Vicar of Wakefield“ lebt, wie ein New-Yorker Blatt mittheilt, in der americanischen Stadt Hoboken noch eine Nichte. Sobald diese Nachricht in London bekannt wurde, brachte man daselbst sofort eine Subscription in Anregung, um der armen Verwandten Oliver Goldsmith's die letzten Lebensstage leicht zu machen.

Eine der letzten Nummern des Journal des Débats brachte einen sehr schön geschriebenen Artikel von E. Renan über Karl

Hase's Monographie „Franz von Assisi“, die in's Französische übersetzt worden ist. Renan nennt diese neueste Schrift des deutschen Kirchenhistorikers ein Meisterwerk gewissenhafter Kritik.

Die Tochter Alexander Dumas', Marie Dumas, ist Vater und Bruder folgend, nunmehr auch als Schriftstellerin, und zwar mit glückverheißendem Anfange aufgetreten. Ihr Debüt ist der vielgelesene Roman: „Der Graf von Thér“.

Die Zahl der in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erscheinenden Journale beträgt nahe an 4000. In Philadelphia zählt man mehr als 150 Druckereien.

Der Herzog von Noailles, Mitglied der französischen Academie, hat die Geschichtsliteratur Frankreichs um ein ebenso interessantes, als gelehrtes Werk bereichert: „Geschichte Ludwig XIV.“ Er konnte aus den geheimsten Quellen schöpfen, und somit dem behandelten Gegenstande neue Seiten abgewinnen.

Soeben ist in Leipzig bei Moriz Schäfer ein Buch erschienen, das wir, seiner großen Nützlichkeit wegen, den deutschen Hausfrauen hierdurch recht angelegentlich empfehlen. Es nennt sich: „Haushaltungsbuch für 1867“. Jeder Tag im Jahre hat seine nach Wochen zusammengestellte, auszufüllende Ausgabe-Tabelle. Dieselbe enthält sämtliche Rubriken des Haushaltes, als da sind: Bäcker, Butter, Milch, Wein, Almosen, Arzt, Schulgeld u. s. f. Diesen Tabellen gehen viele nützliche Regeln und practische Winke für jede Hauswirthschaft voraus; beigegeben sind den Tabellen außerdem noch eine Anzahl Wäsch-Tabellen für den häuslichen Bedarf.

Theater und Musik. Auf der Hofbühne zu Dresden ist „Der Stern von Sevilla“ von Lope de Vega, deutsch von Jedlich, neueinstudirt in Scene gegangen. Die Darstellung zeugte von großer Sorgfalt; den größten Erfolg errang Fr. Ulrich als „Donna Estrella“, nicht mindere Anerkennung wurde den Herren Fallenschlag, Jassé und Maximilian als „Sancho Ortiz“, „Don Bustos“ und „König Don Sancho“. Eine Mustervorstellung war die der „Phädra“ durch Herrn Winger und die Damen Bayer und Berg. Herr Mittell gab den „Bergheim“ in „Ein Lustspiel“ als zweite Antrittsrolle mit vielem Beifall.

Herr Schwerin vom Hoftheater zu Braunschweig hat sich als „Egmont“, mit dem er sein Gastspiel an der Hofbühne zu München eröffnete, schnell die volle Gunst der münchener Theaterfreunde erworben.

Hedwig Raabe, welche, nach ihrem epochemachenden Gastspiele in Leipzig, Danzig mit Sturm eingenommen hatte, gastirt gegenwärtig unter höchstem Beifalle und großem Andränge des Publicums im k. Schauspielhause zu Berlin. Von Berlin aus wird Hedwig Raabe in Weimar zum Gastspiele erwartet und dort ihre diesjährige Gastspielreise in Deutschland schließen. Mitte September ist sie contractlich verpflichtet, wieder in St. Petersburg einzutreffen.

Fr. Ulrich, die hannoversche Kammerfängerin, veranstaltete im Concertsaale des Hoftheaters zu Hannover ein äußerst zahlreich besuchtes Concert zum Besten der Verwundeten und der Hinterbliebenen der bei Langensalza gefallenen Hannoveraner und erzielte eine Einnahme von über 400 Thalern. Fr. Ulrich sang die Schummer-Arie der „Selica“, Gounod's Walzer-Arie aus „Margarete“ und Lieder von Lachner und Taubert.

Das k. k. Hofburgtheater zu Wien ist nach beendeten Sommerferien mit Goethe's „Faust“ wieder eröffnet worden.

Richard Wagner arbeitet an einer neuen Oper: „Friedrich von Hohenstaufen“.

Goethe's Geburtstag wurde auf dem Leipziger Stadttheater durch die Aufführung von „Torquato Tasso“ in würdiger Weise gefeiert. Die beiden Gäste vom Hoftheater zu Weimar, Herr Grans und Fr. Busler spielten den „Tasso“ und die „Leonore von Este“ innig und verständnißvoll, Fr. Lemde war eine ganz treffliche „Leonore Sanvitale“ und die Herren Stürmer und Deeg, „Herzog“ und „Antonio“, lösten gleich vorzüglich ihre schönen Aufgaben. Der Wiedergabe der Dichtung ging eine Festouvertüre von Hugo Mund, einem jungen Componisten, voraus, welche eine sehr beifällige Aufnahme fand.

Mad. George Sand hat wieder eine ihrer ländlichen Novellen zu einem Theaterstrumpf umgestrickt. Die aus dem „Le Pressoir“ hervorgegangene dramatische Idylle heißt: „Le Don Juan de village“ und hat drei kurze Aufzüge. Es sind zwei Don Juan's in blauen Strümpfen und Holzschuhen. Der wahre heißt Robin, der falsche Blanchon. Jener reich, schön, kräftig, ein Don Juan von Profession, dieser ein naiver Bursche, der in Robin's Schwester platonisch verliebt ist, aber, von Robin verblendet, ihm nachhinkt und sein Helfershelfer wird. So hat er auch die Hand dazu geboten, Gervaise, die Tochter des Pächters Germinet, zu einem Stelldichein in seinen Garten zu locken. Aber die Geschichte kommt an den Tag und es entsteht — freilich schon zu spät, ein großer Scandal, der nur durch eine Heirath reparirt werden könnte. Robin sträubt sich gegen diese Idee und versucht es mit Geld zu pactiren. Er bietet dem Vater der Gervaise eine große Summe und einen Schwiegersohn in der Person Blanchon's, der aus Scham, bei diesem Stelldichein mit im Spiele gewesen zu sein, trotz seiner Liebe zu Marion, in die Heirath einwilligt. Papa Germinet ist einverstanden. Nicht so aber Gervaise. Sie verwirft beides, Geld und Gemahl. Dieser Stolz imponirt Robin, er fählt plötzlich Liebe und will Gervaise nun selbst heirathen. Sie stößt ihn zurück. Er steht vergeblich und will sich schließlich vor ihren Augen erdolchen. Da fällt sie ihm in den Arm und die Geschichte endet mit einer Doppelmariage.

Bildende Künste. Hermann Knauer in Leipzig hat die trefflich gelungenen Marmorbüsten von Marc-Aurel und Karl V. für den Kaiser von Mexiko vollendet. Leider waren sie nicht ausgestellt, sondern wurden direct nach Mexiko gesandt. Jetzt arbeitet der Künstler an den gleichfalls vom Kaiser von Mexiko bestellten Büsten Alexanders des Großen, Karls des Großen, Julius Cäsars und des Kaisers Augustus.

Das Standbild des Buchhändlers Palm vom Bildhauer Knoll ist in der k. Erzgießerei zu München vortrefflich gelungen und ist dasselbe bereits nach Braunau abgeführt worden. Enthüllt wird dasselbe jedoch erst dann werden, wenn günstigere Zeitverhältnisse den deutschen Buchhändlern es gestatten, bei der Festfeier gegenwärtig zu sein.

Das Offiziercorps der preussischen Garde beabsichtigt mit königlicher Genehmigung den im soeben beendeten Feldzuge gefallenen sämmtlichen Kameraden ihres Truppentheils auf einem

der öffentlichen Plätze Berlins ein Denkmal zu widmen, das die Form eines Obeliskens erhalten soll.

Den bei Königgrätz gefallenen österreichischen Kriegern soll auf dem Schlachtfelde ein Monument gesetzt werden. Bereits hat sich unter den Offizieren der dort im Feuer gewesenenen Regimente ein Comité hierzu constituirt. Das Denkmal wird aus Metall gegossen sein und einen Marmorsockel erhalten. Die Enthüllung ist vorläufig auf den Jahrestag der Schlacht, den 3. Juli 1867 festgestellt. Die Zeichnung des Monuments rührt von einem Hauptmann des Geniecorps her. Sobald die Bewilligung des Kaisers erfolgt ist, wird eine Subscription unter den Offizieren in Umlauf gesetzt werden.

Der Genremaler Ludwig Kayenstein in Cassel hat als Anerkennung für seine Leistungen vom König von Portugal das Ritterkreuz des San Jago-Ordens und von der Jury der internationalen Ausstellung in Porto für von ihm ausgestellte und vom Könige angekaufte Gemälde eine Preismedaille erhalten.

Dem Maler Hippolyte Flandrin wurde von seinen Freunden und Verehrern in der Kirche St. Germain-des-Près zu Paris, die der verstorbene Meister mit herrlichen Malereien schmückte, ein Denkmal gesetzt. Entwurf und Ausführung rühren von zwei Freunden des Verewigten, dem Architekten Battard und dem Bildhauer Dubiné her.

Dr. D. 2—1.

Modenbericht.

Die ganz oder theilweise schwarzen Anzüge scheinen sich jeden Tag mehr und mehr in der Gunst der tonangebenden Damenwelt festzusetzen und die schwarzen Toiletten gelten als das Distinguirteste, was man sehen kann. Es ist dies eine eigenthümliche Geschmacksrichtung, die uns an die ernste altspanische Mode erinnert. Seit einigen Jahren trug man am liebsten die Farben der Halbtrauer — Schwarz mit Weiß, Grau, Violet und Rosa — jetzt beginnt man, sich aus Liebhaberei ganz in tiefe Trauer zu kleiden, wozu die lächelnden, heiteren Mienen und cavaliären Air's unserer Modedamen freilich nicht so recht passen wollen. Wir tabeln die Vorliebe für diese Farben aber durchaus nicht, denn es ist gewiß nicht zu läugnen, daß sie fast jede Dame kleiden und jedenfalls eleganter aussehen, als die schreiend bunten Anzüge, wie man sie häufig genug sah und noch sieht, die scharlachrothen, mexikoblauen, gelben und hortensiarothen Kleider und Ueberwürfe, welche dem Auge förmlich wehthun. Beschreiben wir eine der neuesten schwarzen Toiletten, welche bei ihrem Erscheinen förmliches Furore machte, so einfach sie im Grunde auch aussah.

Man denke sich einen Rock von reichem schwarzen Poul de Soie, rings in Zaden ausgeschnitten und mit schöner Schmelzguimpe verziert; darüber waren wieder eine Reihe Zaden, in schwarzer Seidenstickerei und geschliffenen Schmelzperlen ausgeführt. Dazu ein langer Metternich-Paletot aus schwarzem Kaschmir, über und über mit Schmelzperlen benäht, vorn gerade geschnitten wie ein Kleid à la princesse; er reicht bis an die Knie und die Borththeile endigen unten in sechs große Zaden, die mit Guimpe

eingefaßt und mit Quasten aus Seide und Schmelzperlen besetzt sind. Auf dem Rücken des Paletots sieht man fünf breite Falten, die ebenfalls mit Schmelzquimpe verziert sind und unterhalb der Taille in kleinere Quasten auslaufen. Die Ärmel à la Juive sind bis zum Ellbogen offen und hängen bis an die Knie herab, so daß das lila Seidenfutter vollständig sichtbar ist. Diese ungeheuer langen Ärmel hat man zwar bis jetzt noch wenig, in dessen heißt es allgemein, daß sie für den Herbst und Winter herrschender Styl sein werden, wozu natürlich auch sehr lange Paletots und Mäntel gehören.

Die Taillen der Ballkleider für die kleinen Sommerbälle und Reunion's in Badeorten und auf dem Lande haben neuerdings anstatt der Berten und Puffen bloß Revers, die jedoch nur vorn von beiden Seiten der Taille bis zu den Schultern laufen, ohne den Rücken wieder herabzugehen. Ist das Kleid aus Seide, so werden die Revers ebenfalls aus Seide gefertigt; hat man jedoch zum Beispiel ein weißes Musselinkleid, so wählt man natürlich die Revers aus buntem Taffet, der in der Farbe mit dem übrigen Auspuge übereinstimmt. Wir sahen in dieser Art ein weißes Tarlatan Kleid, welches sich wirklich reizend ausnahm; unten um den Rock war ein breiter Marie-Antoinette-Volant, darüber fiel eine Tunica aus weißer Tarlatane, durch deren Saum ein rosenrothes Taffetband gezogen war. Die Taille war vorn offen über einem Chemisette aus weißer Seidengaze, mit schmalen Fältchen und Spitzen verziert. Weiße Tarlatane-Revers liefen bis zu den Schultern, wo sie in einer Rose endigten; die Empire-Schärpe aus weißer Seide war vorn durch eine Rose zusammengehalten und hatte hinten zwei spitzig zulaufende Enden, die mit schmalen Tarlatanerücken umgeben und an jeder Spitze mit einer Rose verziert waren. Dies ist das neueste Genre von Balltoiletten, dem Frische, Jugendlichkeit und Geschmack gewiß nicht abzusprechen ist, während es sich leicht in allen Farben variiren läßt.

Modenblatt No. 44. (826.)

(Originalbilder des *Moniteur de la Mode*.)

1) Promenadetoilette. Kleiner runder Pompadourhut aus Reisstroh mit sehr niedrigem Kopf und abgerundetem flachen Rande, den ein schmales rothes Taffetband mit Schleife und langherabfallenden Enden nebst einem Bouquet Weintrauben aus Stroh verziert. Ueber das Hütchen weg ist eine weiße Tüllschärpe gebunden, die etwas unterhalb des Kinnes durch eine rothe Blume zusammengehalten wird.

Das hellgraue, mit großen rothen Punkten broschirte Taffetkleid mit doppelten Röcken ist nach der Empire-Facon geschnitten und der obere Rock in schräg zulaufende Blätter getheilt, deren jedes von dem Ausschnitt der Taille an herunterwärts immer breiter wird und 45 Centimeter vom Saum entfernt in einem rothen Taffeteinsatz und einer breiten roth und weißen Seidenfranse endigt. Der untere Rock ist nur durch einen unterhalb der Franse angelegten breiten Volant simulirt; sämmtliche Nähte des scheinbar oberen Rockes sowie der Taille sind durch rothe

Taffetstreifen verdeckt. Auch der tiefe viereckige Ausschnitt der Taille ohne Ärmel ist mit einem rothen Taffetstreifen eingefaßt und außerdem bertenartig mit einer breiten roth und weißen Franse garnirt. Diese Taille ist über eine weiße Untertaille aus glattem Musselin gezogen, welche vorn in schmale Falten gelegt und um den Hals mit einer Spitze umgeben ist. Die langen Ärmel endigen unten in eine Puffe und eine Spitzenkrause und werden über der Puffe durch ein rothes Taffetband zusammengehalten, das der rothen Cravatte entspricht.

2) Sommertoilette. Runder Hut à l'Impératrice aus brüsseler Geflecht, mit schwarzem, in lange Enden herabfallenden Sammetband und einem Kirschbouquet geschmückt.

Kleid aus weißem Musselin mit lila Taffetverzierungen; der Rock ist vorn herunter auf beiden Seiten sowie rings herum mit einem breiten gefältelten Musselin-Volant besetzt, über dem wiederum ein lila Taffetstreifen hinläuft.

Die Taille à la Marie Antoinette ist oben offen gleich einem Fichu; sie ist in schräge Falten gelegt, an den Schulternnähten mit gesticktem Einsatz und rings mit einem Musselin-Volant verziert, über dem ebenfalls wie am Rock ein schmaler lila Taffetstreifen angebracht ist. Die Ärmel haben gestickte Ueberschläge; an der Brust ist eine lila Taffetschleife befestigt und die Taille mit einem lila Gürtel umgeben, der hinten in zwei lang auf den Rock herabflatternden Schärpenenden ausläuft.

Fenilleton.

Eine alte Jungfer. Die meisten Damen fürchten sich ganz entsetzlich vor diesem Worte und würden es im höchsten Grade übernehmen, wenn man dasselbe auf sie anwenden wollte — eine Dame dagegen, die den Muth besaß, sich selbst so zu nennen, hat auf diese Weise ihr Glück begründet, und ganz Paris ist gegenwärtig voll von dieser romantischen Begebenheit.

Fräulein v. A. ist nämlich beinahe sechsundzwanzig Jahre alt und noch immer nicht verheirathet, obgleich sie eine ganz schöne Mitgift, einen vortrefflichen Charakter und eine glänzende Bildung besitzt. Ihr einziger Fehler, wenn man dies überhaupt einen Fehler nennen darf, ist der, daß sie zu hübsch ist. Sie ist so hübsch, so außerordentlich hübsch, daß sie dadurch alle Freier abschreckt. Anbeter besaß sie stets eine ganze Legion, denn unzählige Herzen wurden durch den schmelzenden Blick ihrer prächtigen Augen und ihr strahlendes Lächeln in Feuer und Flamme versetzt, aber keiner dieser Anbeter hatte den Muth, um ihre Hand anzuhalten. Warum? Einestheils glaubten sie, wer so schön sei, müsse auch grenzenlos eitel, vergnügungssüchtig und kokett sein, anderentheils wußte man zum Voraus, daß sich noch Unzählige in eine solche Schönheit verlieben würden, und wer bürgte dann für ihre Treue?

Die junge Dame trug ihr Schicksal indessen mit großer Heiterkeit und Gemüthsruhe und fand es gar nicht so schrecklich, daß sie zur Ehelosigkeit verurtheilt schien. Sie brachte diesen Sommer wie gewöhnlich mehre Wochen auf dem Lande bei einer ihrer Freundinnen zu, wo sie wieder alle Männerherzen im



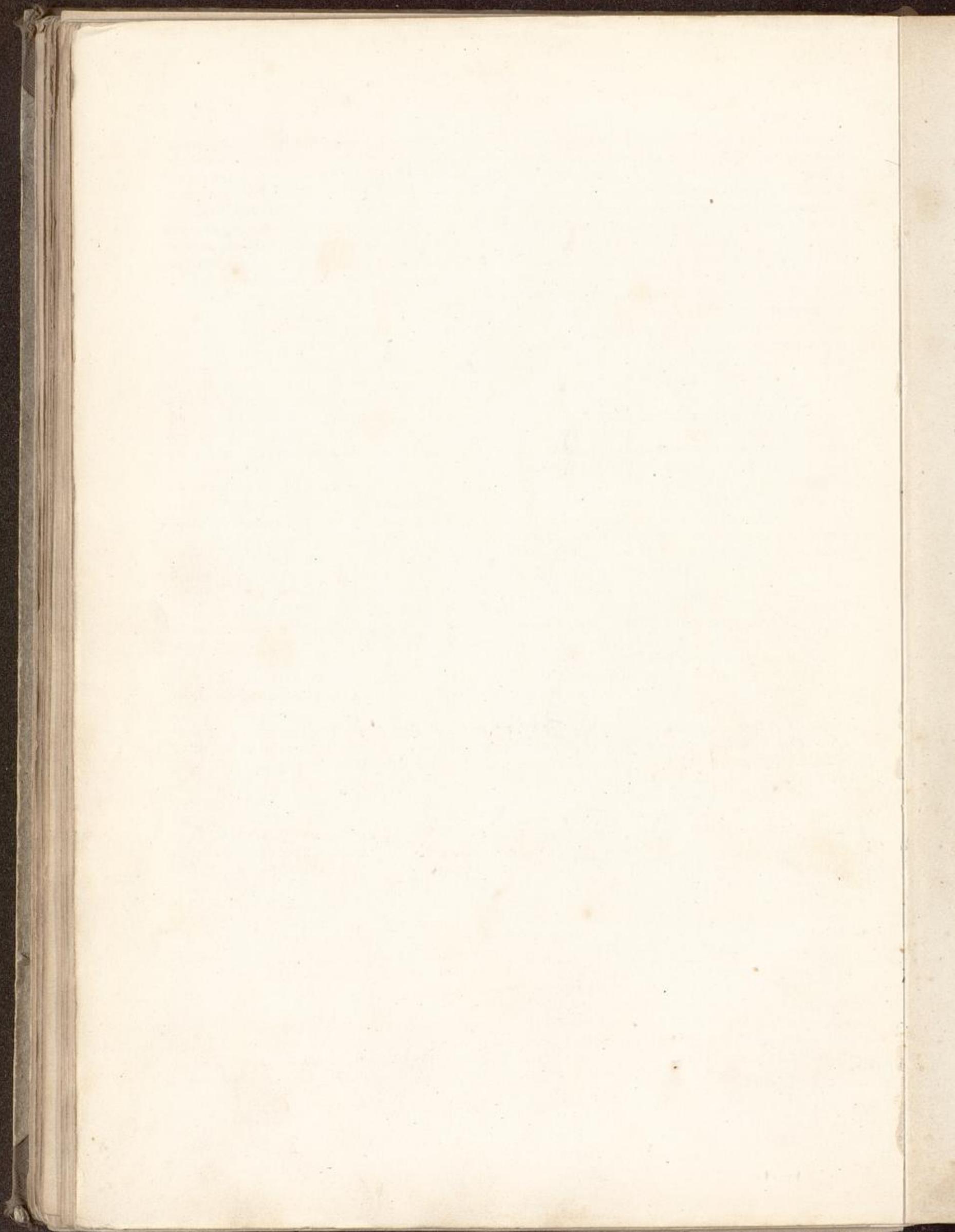
Lithographie par L. Leprieux, 28, Paris.

M. Goussier Ed. Paris.

826

Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig.

Gravure du MONITEUR DE LA MODE publiée à Paris.



Sturme eroberte, ohne daß sie sich große Mühe deshalb gab. Sie war die Königin aller Feste, allein trotz aller Triumphe fand sie doch keinen Freier. Eine so heitere und geistreiche Dame machte sich indessen wenig aus Bällen und dergleichen Vergnügungen, die sie zur Genüge und zum Ueberdruße genossen hatte; vielmehr gefielen ihr dagegen die Landpartien und Ausflüge nach den in der Umgebung gelegenen Schlössern und schönen Punkten. So hatte man auch eines Tages eine benachbarte Besichtigung besucht, dessen Eigenthümer abwesend war, und Fräulein v. A. erfreute sich innig an der prächtigen Aussicht von einem Thurme des Schlosses. Nach einem langen Spaziergange in dem reizenden Park begab sich die ganze Gesellschaft zuletzt noch in das Zimmer des Castellans, wo Alle ihren Namen in das Besuchsregister eintrugen; zuletzt ergriff auch unsere Heldin die Feder und unterschrieb mit einem humoristischen Lächeln: „Abel von A., eine alte Jungfer.“

Am Abend, als der Eigenthümer des Schlosses, der, obgleich er schon zu Anfang der Vierziger, noch unverheirathet war, von seiner kleinen Reise heimkehrte, erhielt er aus den Händen des alten Castellans das Besuchsregister und blätterte es gemächlich durch, während er seinen Abendimbiss einnahm. Da fiel ihm auf der letzten Seite die eigenthümliche Unterschrift von der zierlichsten elegantesten Damenhand in die Augen. Der mutige Geist, der sie dictirt hatte, frappirte ihn; er verfiel in ein tiefes Grübeln, dachte an sein einsames Dasein, seinen öden Herd und es ging ihm der bekannte Ausspruch im Kopfe herum: „La vie de garçon est un superbe déjeuner, un passable diner, mais un misérable souper.“

Er sah im Geiste sein prächtiges Schloß durch die Gegenwart einer Frau, durch das fröhliche Lachen munterer Kinder belebt, und fand schließlich den Gedanken fernerer Einsamkeit so unerträglich traurig, daß er den kühnen Entschluß faßte, sich doch noch zu verheirathen. Dabei betrachtete er immer wieder die merkwürdige Unterschrift, die seine Phantasie mächtig beschäftigte, und dachte: — In dieser „alten Jungfer“ fände ich vielleicht, was mir fehlt: Eine Frau von dreißig Jahren oder etwas darüber, die klug und geistreich genug ist, um mein Leben heiter und glücklich zu gestalten. Aber wer kann sie sein?

Er sah noch einmal nach, in welcher Gesellschaft sie sein Schloß besucht habe, und der Zufall wollte, daß ihm die mit ihr gekommene Familie nicht unbekannt war. Nun war sein Entschluß gefaßt. Er wollte die ungewöhnliche Dame um jeden Preis kennen lernen.

Am folgenden Vormittag machte er seinen Besuch bei Abelens Freundin und sah auch die junge Dame selbst, welche in einer Ecke des Zimmers ruhig an einer Stickerei arbeitete. Es kam ihm jedoch nicht im Entferntesten in den Sinn, daß dieses schöne junge Mädchen der Gegenstand seiner Träume sein könnte, sondern er wendete sich mit den Worten an die Dame des Hauses:

— Gnädige Frau, Sie haben mir gestern die Ehre eines Besuchs erwiesen, allein ich war unglücklicherweise eben abwesend, was ich um so mehr bedaure, als Sie von einer Dame begleitet waren, die eine ganz eigenthümliche Unterschrift auf meinem Register hinterließ, die meine ganze Neugierde wachgerufen hat.

— O, entgegnete die Dame, achten Sie weiter nicht darauf,

es war hier die kleine Schelmin, die sich einen Titel beigelegt hat, der, wie Sie sehen, eine reine Annäherung von ihrer Seite ist.

Jetzt erst wurde die Aufmerksamkeit des Besuchers auf das junge Mädchen gelenkt, die er bei weitem schöner fand, als er sich eigentlich seine künftige Gattin gewünscht. Indessen machte er für sich die Bemerkung: „Wenn Jemand lange Zeit einen Schatz sucht und ihn endlich noch werthvoller findet, als er gehofft — wird er sich deshalb ärgern? Nein, gewiß nicht. Ich sehe nicht ein, warum ich nicht ebenso denken sollte.“

Kurz, unser Cavalier machte nähere Bekanntschaft mit Fräulein v. A., liebte sie von Tag zu Tag mehr, hielt um ihre Hand an, erhielt das Jawort und feierte vor ganz kurzem seine Vermählung mit der Dame seines Herzens, die nun nicht mehr das Recht besitzt, sich als „alte Jungfer“ zu unterschreiben. — r.

Hinterindische Etikette. In den malayischen Ländern zeigen die Sonnenschirme den Rang des Besitzers an, wie in Europa die Epauletten den Rang der Offiziere. In Java werden siebenundzwanzig verschiedene Rangstufen durch die Schirme bezeichnet, deren Farben durch den Generalgouverneur im Rathe ebenso genau festgestellt sind, wie die Uniformen in Europa. Die vornehmsten sind weiß mit goldenen Rändern, dann folgt dem Range nach grün, blau, braun in verschiedenen Anordnungen. Nur bei den ersten sechs Rangstufen sind die Ränder von Gold, bei den übrigen bloß gelb.

Auch in Siam spielt der Sonnenschirm eine große Rolle; ein solcher Schirm mit mehren Stockwerken übereinander ist ein Attribut des Königs und figurirt auf dem großen Staatsiegel zu beiden Seiten der pyramidalen Krone. — r.

Ein trenloser Bräutigam. Ein hamburgischer Agent machte in letzter Zeit dort viel von sich reden, da er die entschiedensten Anlagen zu einem Don Juan verrieth.

Bei Gelegenheit eines Familienfestes war er mit der Tochter eines Kaufmannes bekannt geworden, und schon nach kaum dreiwöchentlicher Bekanntschaft bot er der jungen Dame Herz und Hand an, welche diese kostbaren Güter denn auch nicht verschmähte und sich mit ihm verlobte. Nach vierzehntägiger glücklicher Brautschaft kommt die jüngere Schwester der Braut aus der Pension nach Hause, um den Schwager in spe kennen zu lernen, und siehe da, welches Verhängniß! Kaum hat er den hübschen, munteren kleinen Bäckfisch gesehen, so fühlt er zu spät, daß sie die eigentlich für ihn Passende, die Auserwählte seines Herzens sei, und verliebt sich Hals über Kopf in die kleine Schwägerin, der diese anbetende Huldigung gar nicht mißfällt. Die ältere Schwester, die verlobte Braut, sieht dieses aufkeimende Verhältniß; ihr wird bange, daß sie die Rolle einer Doris zwischen einem neuen Bürger und seiner Molly spielen solle, und sie beschließt, lieber vor der Hochzeit zu entsagen. Sie tritt also edelmüthig zurück, legt die Hände ihres Bräutigams und ihrer Schwester in einander und veranlaßt so eine höchst rührende romantische Scene.

Abermals wird eine Verlobung gefeiert — der Bräutigam ist derselbe geblieben, nur die Rolle der Braut ist in andern Händen — die Kleine ist ganz kindisch glücklich und voll Jubel; was werden ihre Pensionsfreundinnen staunen, wenn sie hören, daß sie sich, kaum nach Hause zurückgekehrt, schon verlobt hat! Aber die Brautschaft bereitet ihr auch schon Sorgen. Der Geburtstag

des Bräutigams ist wenige Tage darauf und was soll sie ihm schenken? Der Papa hilft ihr endlich aus der Verlegenheit, indem er ihr ein silbernes Cigarrenetui giebt, das dem Verlobten auch große Freude zu machen scheint.

Doch ihre Freude soll von kurzer Dauer sein! Acht Tage nach der Verlobung wird der Bräutigam mit einem Male auffallend kühl, kommt immer seltener und endlich gar nicht mehr, denn eine Cousine von ihm ist aus England angekommen, die ihn völlig zu fesseln scheint.

Eines schönen Tages schreibt er seinem Bräutchen einen niederschmetternden Brief, in dem er sie bittet, ihre Verlobung als aufgehoben zu betrachten, da ihn sein Herz unwiderstehlich zu seiner Cousine hinzöge.

Kaum hatte er den Verlobungsring zurückerhalten, so schenkt er ihr der Cousine, die ihm jedoch umsichtigerweise die Bedingung stellt, daß die Hochzeit zwei Tage darauf stattfinden müsse, da sie seiner Treue nicht gehörigen Glauben schenke. Das geschah denn auch, denn dem neuen Sterne folgte er blindlings — die Cousine war reich, reicher als seine beiden ersten Bräute.

Jetzt ist das Pärchen auf seiner Hochzeitsreise in England, und wer weiß, wie oft sich der junge Ehemann während dem wieder verklebt! Die verlassenen Schwestern haben jedenfalls nicht viel an ihm verloren.

Eine Vermählung. Am 9. August fand in Paris die Vermählung des Herzogs von Elchingen, Escadronchef, mit Fräulein Heine, Adoptivtochter des Herrn Furtado und Nichte von Heinrich Heine, dem Dichter der Reisebilder, statt.

Der Herzog von Elchingen ist der Enkel des Marshalls Ney, Neffe des Generals Fürsten von der Moskwa, Adjutant des Kaisers und Großjägermeister, und Cousin der Herzogin Perigny.

Die Mitgift, welche die junge Herzogin ihrem Gemahle zubringt, ist fürstlich, denn sie beträgt zehn Millionen Franken.

Eine Industriellerin. In Paris ging kürzlich ein junger Mann, der gern die Zeit bis zu einer bestimmten Stunde, wo er sich mit einem Freunde Rendez-vous gegeben hatte, hinbringen wollte, auf dem Quai Voltaire auf und ab und trat dann in eine Kunsthandlung, wo er einen Carton mit Bildern der Reihe nach ansah. Gleich darauf trat eine alte, anständig aber ärmlich gekleidete Frau in denselben Laden und sagte mit zitternder Stimme zu dem Eigentümer desselben: — Mein guter Herr, wie viel kostet dies Bild des Doctor Trousseau, welches da in der Auslage hängt?

— Dreißig Sous.

— Dreißig Sous! Ach Herr Jesus, wie traurig, daß es so theuer ist! Ich muß Ihnen sagen, lieber Herr, daß Herr Trousseau mein ehemaliger Herr ist, der wie der liebe Gott selber gegen mich war. Ich wäre so glücklich, wenn das Bild bloß fünf Sous kostete! Aber das ist Alles, was ich darauf wenden kann, meine ganzen kleinen Ersparnisse!

Dabei liefen ihr die Thränen über die gefurchten Wangen herab.

Der Kaufmann wurde ganz gerührt und sagte: — Hier, liebe Frau, nehmen Sie das Bild und behalten Sie Ihre fünf Sous.

Alte, treue Diensthofen sind heutzutage etwas Seltenes. Die gute Alte verließ den Laden unter den innigsten Danksgungen und Segenswünschen.

Eine Viertelstunde später, als der junge Mann zehn Schritte weiterhin in einem anderen Bildladen stand, trat die nämliche brave alte Frau herein.

— Mein guter Herr, was kostet dies Bild des Herrn Dr. Belpreau dort in der Auslage?

— Dreißig Sous.

— Dreißig Sous! Ach, Herr Jesus, wie traurig, daß es so theuer ist u. s. w., — kurz, ganz dieselbe Litanei wie vorhin.

Und wie der erste Kunsthändler das Bild Trousseau's hergegeben hatte, so ließ sich der zweite ebenfalls rühren und gab das Belpreau's hin.

Der junge Mann schwieg, da er neugierig war, wie sich die Sache weiter entwickeln werde.

Am folgenden Sonntage besand er sich im Bois de Boulogne; auf dem großen Plage herrschte ein reges Treiben und Drängen, und wen sieht er inmitten des dicksten Menschenschwarmes? Niemand Anderen, als die gute Alte mit den Bildern!

— Sehen Sie, meine Herren, rief sie mit lautkreischender Stimme, wählen Sie sich aus! Hier sind die Porträte unserer ersten medicinischen Berühmtheiten von der Hand unserer ersten Künstler! Fünfzig Centimes das Stück! Alle zur Auswahl! Sehen Sie, meine Herren, wie billig ich Ihnen die Bilder lasse, die man überall mit fünf bis zehn Francs bezahlen muß.

Unser junger Mann trat näher; da schaukelten sich Trousseau, Belpreau, Rélaton, Ricord, Piorry u. s. w. an einem langen Bindfaden in den Lüften.

Unser Bekannter begann schüchtern zu der alten Frau: — Meine gute Dame, könnten Sie mir den Rélaton hier nicht etwas billiger lassen? Ich muß Ihnen sagen, er war mein früherer Herr und ich besitze diesen Augenblick bloß fünf Sous!

Die Alte blickte ihn eine Weile ganz bestürzt an, aber sie sagte sich schnell wieder.

— Nach, daß Du fortkommst, Du Spitzbube! schrie sie, dunkelroth vor Zorn, und ballte ihre Fäuste vor des Käufers Nase. Augenblicklich nahm die Menge für sie Partei, und der Spaßvogel mußte eilen, sich so schnell als möglich vor dem Geschrei und den Thätlichkeiten der Versammlung zu retten.

Der Ursprung des ministeriellen Fischessens. Das ministerielle Fischessen, das in Greenwich jedes Jahr kurz vor dem Schlusse der Sitzungen des Parlaments gegeben wird, ist allgemein bekannt, doch über den Ursprung desselben wird das Publicum jetzt erst durch das „Athenäum“ belehrt. In frühern Zeiten pflegte Sir Robert Preston, das Parlamentsmitglied für Dover, wenn sich der Schluß der Parlaments-Sitzungen näherte, den Staatssecretär des Schazes, George Rose, auf seine Fischerei-Cottage am See Dagenham in Essex einzuladen. Auf der Tafel fanden sich dann stets Fische, Wildpret und seltne Weine. Später wurde Pitt regelmäßig zu dieser Partie eingeladen. Um es dem Minister bequemer zu machen, verlegte Sir Robert Preston das Mahl später nach Greenwich, und zu der Zahl der eingeladenen Gäste kamen noch Lord Camden und Herr Long (später Lord Farnborough). Da außer diesen bald noch mehr Gäste eingeladen

wurden, so kam man überein, daß Sir Robert Preston jährlich nur einen Rehbod und den Champagner für das Mahl liefern sollte, während die andern Gäste alle übrigen Kosten gemeinschaftlich zu übernehmen hätten. So standen die Sachen bis zu Pitt's Tode, nach welchem Sir Robert Preston fortfuhr, jährlich, gewöhnlich am Montage nach dem Trinitatisfeste, Einladungen ergehen zu lassen, unter denen die Mitglieder des Cabinets stets einbegriffen waren. Das dauerte bis zum Tode von Sir Robert, welcher 1834 erfolgte. Dann gingen die Einladungen von Lord Farnborough aus und von dieser Zeit an wurde das „Fischessen“ eine jährliche Einrichtung, womit die Cabinetsminister und deren Freunde das in der Kürze in Aussicht stehende Ende der anstrengenden Arbeiten und das Beginnen der eingebildeten Ferientage feiern.

Stand der Frauen im europäischen Orient. In Konstantinopel warf neulich ein Herr in einem Café zum Scherz die Frage auf: „Was ist eine Frau?“ und erhielt darauf folgende belehrende Antwort:

Der Türke sagt: Eine Gefangene.
Der Albanier: Eine Skavin.
Der Serbe: Eine Dienerin.
Der Bulgare: Eine Gesellschafterin.
Der Jude: Eine Mitgenossin.
Der Grieche: Eine Herrscherin.

Nach dem Congresse von Wien versicherte man dem Könige von ***, er habe alle Herzen gewonnen. — Aber, versetzte er, nicht Eine Seele.

Albumblätter.

Versäume keine Pflicht, und übernehm
Nicht eine neue, bis Du allen alten
Genug gethan! Was sich mit diesen nicht
Verträgt, das weise von Dir; sonst verwickelst
Du Dich in Dornen, die Du nicht mehr lösest.

Leopold Schöfer.

— Und was ewige Zeit
Als Recht geehrt, das hat Natur auch
Selber gegründet.

Euripides.

Kanonen- und Flinten-Kugeln sind oft Fleck-Kugeln zum
Reinigen der beschmutzten Welt.

Ludwig Börne.

Räthsel und Aufgaben.

Es bilden, Räthselfreund, die ersten beiden Zeichen
Ein kurzes Wort
Und lassen dennoch Dich, wenn sie Dein Ohr erreichen,
Gewiß nicht fort.
Um eins vermehrt, hemm' ich nicht bloß die Schritte —
Ich rufe Dich!
Noch eins, und was es sei, lehrt in des Sommers Mitte
Der Apfel Dich.

Hätt'st Du ihn nicht, getäuscht durch falscher Reife Zeichen,
Zu früh gepflückt,
So hätt' im Ganzen dann, im frucht- und traubenreichen,
Er Dich erquidt.

Bier Zeichen nähren täglich Dich,
Du kannst sie nicht entbehren.
Drei Zeichen röthen frühe sich,
Zwei werden 's Sprechen wehren.

Wann ist's immer eins, ob man Böses thut?



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 35.

Freiherr.

Pflanze — Lanze.

Bucharest.

Es ertrinken mehr im Krüge, als in der See!

Briefpost.

Herrn Stud. jur. C. L. in Dessau. Sie haben die Wette verloren; die betreffende Auflösung lautet: Tauben, die unter dem Dache sind, sind vor dem Stohvogel geborgen.

Herrn Jul. St. in Bremen. Eine directe Zuschrift würde von größerer Wirkung sein; wir wissen, daß die betreffende Persönlichkeit, trotz ihrer hohen socialen Stellung, stets ein offenes Ohr für derlei Gesuche hat. Hr. M. L. und K. C. in D. Sehr gut gerathen. Für die Räthsel und Aufgaben unsern höflichsten Dank.

Hr. v. C. a. N. b. Sch. Als ein sehr gutes Mittel, eine trockene Haut geschmeidig und glatt zu erhalten, wird von englischen Aerzten die Wachsseife empfohlen. Man nimmt reine, venetianische oder marseiller, oder eine gute Kernseife, schabt dieselbe fein, läßt sie im Wasserbade zergehen, rührt auf 16 Theile Seife 1½ bis 2 Theile reines Bienenwachs hinzu und gießt, nachdem man das Wasser langsam hat verdampfen lassen, die Masse in beliebige Formen, oder ballt Kugeln, die man in einem scharfen Blech mit kreisrunder Oeffnung abdreht.

Hr. Geh. Rätthin S. in Bonn. Der bevorzugte Stoff dieser Saison ist jedenfalls der Foulard, dieser weiche Seidenstoff, der sich wie Leinwand waschen läßt und Eleganz mit Einfachheit verbindet. Die Roben mit weissen Grunde sind die beliebtesten.

Herrn Dr. A. W. in Br. In diesem Sommer unmöglich.
Hr. v. C. in Turin. Das Porto würde mehr als der Gegenstand selbst betragen, deshalb haben wir mit Anlauf und Sendung desselben noch gezögert und schlagen Ihnen vor bis zur nahen Messe warten zu wollen, wo sich vielleicht eine Gelegenheit der Uebermittlung finden würde. Ein Schweigen Ihrerseits soll uns Zustimmung sein.
Hr. A. S. in P. Sehr gern.

Intelligenzblatt zur Moden-Beitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1½ Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4½ Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei ¼, ½ und ¾ Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Dürer'sche Buchhandlung in Leipzig.

Grosses Lotterie-Compagnie-Spiel,

bestehend aus 1400 Compagnie-Scheinen (1400 ganze Loose) in 3268 Nummern 70. Königl. Sächs. Landes-Lotterie.

Für gegenwärtige 70. Lotterie, deren Ziehungen wie folgt festgesetzt sind:

3. Classe	4. Classe	5. Classe
17. September	8. October	5. — 21. November

hat der Unterzeichnete ein grosses Lotterie-Compagnie-Spiel arrangirt; es werden dazu 1400 Antheilscheine, von No. 1 bis 1400, ausgegeben, wovon ein jeder 3268 Loos-Nummern hat, die 1400 ganze Loose bilden; der Antheilschein kostet 51 Thlr.; hierauf werden bloß 25 Thlr. bezahlt, während der Rest von 26 Thlrn. gleich auf Abrechnung geht.

Gegen 25 Thlr. wird ein solcher Antheilschein erworben und er wird bis in die entferntesten Gegenden versandt; zwei Personen, selbst drei, vier, fünf können zusammentreten und einen solchen Antheilschein nehmen.

Einer jeden Renovation wird der Inhaber überhoben; nach erfolgter Inempfangnahme eines solchen Scheines braucht sich der Inhaber nicht früher als nach Schluss der Lotterie darum zu kümmern. Die Original-Loose sind bei den Herren **Kind, Kuntze & Prenner** hier deponirt.

Das Resultat nach jeder Classenziehung und nach erfolgter Ziehung 5. Classe wird in der Brockhaus'schen Zeitung, Leipziger Zeitung, Leipziger Tageblatt etc. bekannt gemacht.

Der 24. Theil der ganzen Lotterie gehört den Nummern nach zu diesem Compagnie-Spiele und es sind viele ganze Loose dabei; ein glücklicher Zufall kann das ganze Geschäft sehr werthvoll machen, so dass schon vor Ziehung 5. Classe Dividenden gewährt werden können. In jedem Falle ist es das grösste Compagnie-Spiel, was jemals dagewesen ist, und dieserhalb hoffe ich auch auf keinen geringen Erfolg mit der Entnahme solcher Scheine.

Gegen gefällige Einsendung oder Baarzahlung von Thlr. 25. werden diese Compagnie-Scheine sofort von mir expedirt und ausgegeben.

Leipzig, im September 1866.

August Kind.

N. S. Gewonnen sind darauf bereits:

in der 1. Classe Thlr. 1555. 25 Ngr. 7 Pf.
in der 2. Classe „ 2061. 24 „ — „
Summa bis jetzt: Thlr. 3617. 19 Ngr. 7 Pf.

was dem ganzen Unternehmen schon zu Gute geht.

Die Königl. Sächs. 70. Landes-Lotterie

mit den bekannten Hauptgewinnen

hat nunmehr folgende Ziehungstage:

17. September für die 3. Classe
8. October = = 4. „
5. November = = 5. „

Hierzu empfehle ich Loose aller Gattungen und zwar: Ganze à 51 Thlr., Halbe à 25½ Thlr., Viertel à 12¾ Thlr., Achtel à 6 Thlr. 12½ Sgr. Ich begnüge mich mit einer Anzahlung von 20 Thlrn. pro ¼, 10 Thlrn. pro ½, 5 Thlrn. pro ¾, 2½ Thlrn. pro ⅓ und creditire den Einsatzeß bis zu einer zu nennenden späteren Frist, wohingegen ich bei Volleinzahlung der Einsatzeßbeträge **Volloose**, die für 5 Classen Geltung haben und nicht erneuert zu werden brauchen, soweit der Vorrath reicht, liefere.

Gefällige Aufträge werden franco erbeten.

C. Louis Tauber in Leipzig,
Königl. Sächs. conc. Collecteur.

Concessionirte

Privat-Entbindungs-Anstalt.

In dem Hause eines Arztes (in einer reizenden Gegend des Harzes ganz isolirt gelegen) werden Damen aufgenommen, die ihre Entbindung geheim halten wollen. Bei nobler und liebevoller Behandlung wird die strengste Verschwiegenheit gefestlich garantirt. Adresse: **A. Z. 70**, poste restante **Sangerhausen**.

Zur gänzlichen Vertreibung der

Sommersprossen

empfehlen Apotheker **Bergmann's Arcanum miraculosum**, genannt Wundermittel, à Fl. 20 Ngr. und 1 Thlr.

Köthly i/Sachsen.

Bergmann & Co.

Paris 70 Boulevard Magenta, Apoth. I. Cl. & Chem.